

# Ein Tagebuch : der Blumenstrauß im Warenhaus

Autor(en): **Gantenbein, Köbi**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **3 (1990)**

Heft 11

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-119284>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# EIN TAG

DER BLUMENSTRAUSS IM WARENHAUS

ter Wille gegen die Fakten und Folgen der Verschleissgesellschaft wenig ausgerichtet. Hablützel nennt das erzürnt «Politisierung». Sie ist für ihn mit ein Grund, weshalb junge Gestalterinnen und Gestalter so wenig taugen würden bzw. es schwer hätten im Biswind der Praxis. Stefan Zwicky un-

terstützt ihn und fordert, dass man für das «Schöne» die Augen öffnen müsse – nicht für den Zweifel. Gesprächsleiter Jean-Pierre Junker beschäftigt mit einem Vergleich: Der Lokomotivführer müsse seine Verantwortung im Rahmen eines gegebenen Fahrplans wahrnehmen. Da bin ich allerdings anderer Meinung, weil ich in solchen Fragen als Lokiführersohn Spezialist bin: Über die Fahrplankommission gibt es Einsprache und Mitbestimmung.

30 August  
1989

Hemishofen ist ein kleines Dorf bei Stein am Rhein. Mit dem Zug und dem Bus habe ich von Zürich aus gleich lang wie ins Prättigau. Da wohnt, zusammen mit seiner Frau, Willy Guhl – der Grossvater des Schweizer Designs, Gestalter von Möbeln und vor allem von Gestaltern. Viele mit Rang und Namen in der Schweiz zwischen fünfunddreissig und sechzig sind zu ihm in Zürich in die Schule gegangen, und wenn man das übliche Quentchen Vergesslichkeit abzieht, offenbar gerne. Mich interessiert heute eine Frage: Was ist an seinem Weltbild aktuell? In seinem Garten, bei Wurst vom Grill zu Salat und Brot, erzählt er von seiner Liebe zur Einfachheit und Selbstverständlichkeit. Wichtig sind kleine, konzentrische Kreise. Im Mittelpunkt die Idee des Gegenstands, dann Konstruktion, Material und angemessene Proportion. Angemessen? Hand – Bein – Arm – Fuss als Massstab. Die Reduktion auf klare Handhabung ist die leitende Formel. Keine Frage, der Patriarch weiss, was gut ist und was schlecht. Er ist überrascht, wenn ich an seiner Sicherheit zweifle und von den Tücken rede, wenn Gegenstände gebraucht und umgedeutet werden. Sein Argument ist die Erinnerung. Bei den Kämpfen der Gestalter in den dreissiger Jahren, als er und seine Freunde sich als Moderne scharf abgrenzten von den Blut- und Bödelern, sei eine klare Haltung nötig gewesen. Bestärkt wurde der richtige Weg im Auf-

Seit gut zwei Jahren gibt es «Hochparterre». Das Heft lebt auch von zahlreichen Begegnungen in einer bunten Szene von Gestalterinnen und Gestaltern. Das Tagebuch ist das Zwischenlager der Beobachtungen, bevor sie in Geschichten eingebaut werden. Aus den Notizen zu Ereignissen, Situationen, Dingen und Begegnungen eine Auswahl aus dem Tagebuch von Köbi Gantenbein.

22 April  
1989

Podiumsdiskussionen sind wie ein Hühnerhof. Einer der Hähne ist Alfred Hablützel, ich ein junger Güggl. Der Anlass ist ein Gespräch über das Allerweltsthema «Die Verantwortung des Gestalters». Hablützel ist ein guter Trommler. Präzise Worte, eine geschliffene und sorgfältig vorbereitete Schau. Was er sagt, glaubt er offenbar. Ich kenne ihn nur vom Hörensagen. Er sei der Drahtzieher der Möbelzene, der Propagandist des guten Stils usw. Ich beneide ihn um seine Selbstsicherheit und bin froh, dass es Leute gibt, die so exakt wissen, wie die Welt funktionieren darf, muss und soll. Streitpunkt ist die Gestalterausbildung. Das Postulat heisst Umweltschutz. Mein Argument: Immer mehr Waren, immer mehr Konsum passen nicht mit Verantwortung zusammen. Umweltschutz heisst auch Bremsen, Langsamkeit und Verzicht. Ich erzähle, wie ich mit den Studenten, die ich in Zürich unterrichte, zu Beginn des Semesters hie und da die Kehrlichtverbrennungsanlage besuche. Dort, wo die Warenwelt kapituliert, entwickeln wir Strategien, zum Beispiel die der Dauerhaftigkeit, und sehen halt auch, dass noch so gu-



zip der Swatch in einem Diagramm. «Gestalten heisst Denken in industriellen Systemen, Denken in und für die industrielle Produktion. Und immer, wenn sie nicht weiterwissen, rufen sie den Zaugg. Ich bin eine Art Guru. Ich referiere zurzeit vor allem und überall: Luegit, so müesst irs

# GEBUCH:

bruch in den fünfziger Jahren, als in der Schweiz das «Indöschtrial Disain» erfunden worden ist. Serie, Industrie, Fortschritt für alle. Das hält für ihn noch immer, was es einst versprach. Die Gestaltersöhne und -töchter leben vom Kapital, das die Pioniere geäufnet haben. Die Enkel sind gespalten. Sie kennen Willy Guhl nur noch vom Hörensagen. Die Verunsicherten unter ihnen setzen sogar stärker als der Grossvater auf überlieferte Sicherheiten um die gute und schlechte Form, sie grübeln am Schicksal des verkannten Genies, so als hätten sich Position und Rolle des Gestalters nicht verändert; die Aufgeweckten reklamieren neue Themen, die vorab kunstgewerblich gestaltet werden, aber offenbar keiner gesellschaftlichen Nachfrage entsprechen, und die Plätze sind knapp, wo sie wirksam werden. Die Positionen der Grossväter des «Indöschtrial Disain» sind wenig weiterentwickelt worden, ihre Haltung wird mit schwankendem Glauben nachgebettet, obschon sich die ökonomischen und kulturellen Grundlagen radikal verändert haben. Was fehlt, ist ein Ort, wo gesammelt, geordnet und nicht ständig und rastlos gemacht wird.

mache. Mein Publikum sind die Direktoren.» Ein Gestalter brauche vor allem eines: Ideen und Überzeugungskraft. Ich versuche etwas aus ihm herauszubekommen, konkrete Erfahrungen, Wertungen oder Zusammenhänge. Hans Zaugg weicht mir aus und serviert meine Einwände elegant ab. Er verspricht, dass er mir eines Tages alles erklären werde, jetzt aber noch schweigen wolle, um zu sehen, wie sich das «Hochparterre» entwickle. Begeistert ist er von den Möglichkeiten der Technik: Alles, was möglich ist, muss auch gemacht und erfunden werden. Hans Zaugg, der mich an einen strengen protestantischen Pfarrer erinnert, arbeitet so: Der Gestalter entwirft Konzepte, Ideen, hat die Antennen draussen in der Welt und kombiniert. Er entwirft Anforderungen und Bild des Produkts. Dann kommt der Ingenieur und setzt das Konzept zusammen mit dem Gestalter ins Produkt um, das in Hunderttausender-Auflagen in die Welt muss. Nach der Swatch mit gleichem Prinzip das Swisstel. Formal-ästhetische Qualität eines einzelnen Gegenstands ist nicht seine erste Sorge: «Ich denke, ich überzeuge, ich gestalte Zusammenhänge.» Formale Kritik am Brettchentelefon, dem Swisstel, interessiert ihn scheinbar überhaupt nicht, das sei etwas für Schöngelster. Er schwärmt vom Konzept, wo jeder eine vollständige Kommunikationszentrale als Schmuck am Handgelenk trägt. Die Idee ist gezeichnet, das Modell realisiert, die Mikroelektroniker werden es bauen.

hat! Ich stelle mir vor, dass man hier anstatt eines solchen Laden- und Schnickschnackquartiers auch grosszügige Alterswohnungen hätte bauen können. Die Alten hätten gewiss Freude, wenn sie so nahe beim See wohnen und spazieren könnten. Statt dessen ist hier jetzt der Reunionsplatz des Stils der achtziger Jahre: Kunst kaufen, Essen inszenieren und kaufen, Kultur kaufen, den Körper fordern. Möbel sind für diesen Stil offenbar besonders wichtig. Ich habe mich immer wieder gefragt, was denn die Leute so lieben an all den Möbeln. Faszination über Konstruktion und Material allein genügt nicht. Die kulturelle Relevanz des Stuhl hält sich in engem Rahmen, und auch formal-ästhetische Argumente stechen nicht: zuviel Schrott. Es ist das Gesellschaftliche am Möbel, das durchschlägt. Die Ware Möbel bildet offenbar stärker als andere Waren soziale Gruppen. Möbel verleihen Kompetenz, ohne dass man sich viel überlegen muss. Über nichts kann so schnell und scheinbar kompetent geurteilt werden wie über Möbel, gerade über die Schaustücke des Trends.

6  
September  
1989

In den achtziger Jahren war Hans Zaugg einer der wichtigsten Produktgestalter in der Schweiz. Er gilt als ein Miterfinder der Swatch und hat in Derendingen am Jura-Südfuss sein Gestaltungsgehöft: Wohnung, Atelier, Schreinerei und Möbelladen. Im Lagerladen steht ein roter Ferrari, umgeben von verschiedenen, vorab italienischen Möbeln. Im Atelier ist seine eigene «Schule für Gestaltung» untergebracht. Seine Schüler kämen von den Bergen, sie seien unverbraucht und ideenreich. Formale Voraussetzungen gibt es keine, einen formalen Abschluss auch nicht: «Wenn einer denkt, er könne es, kann er gehen, wann er will.» Im Atelier stehen ein paar Zeichentische. Der Raum ist offen, an der Wandtafel entwirft Zaugg das Prin-

8  
September  
1989

In Zürich-Tiefenbrunnen ist eine Bierbrauerei zur Mühle und später zu einem Freizeit-Wohn-Konsum-Zentrum umgebaut worden. Heute habe ich diesen Ort erstmals besucht. Ich könnte da nicht leben, jede Ecke ist gestylt. Trotz viel Gestaltungsaufwand, viel Kultur- und Kaufangeboten geht es, heute wenigstens, recht blutleer und leblos zu und her. Und wehe dem, der hier kein Geld im Hosensack

2  
Februar  
1990

Julian Derrer arbeitet als Biologe für die Basler Chemie. Er hat einen der wichtigen Gestalterberufe der Zukunft. Sein Gebiet: Genforschung für die Landwirtschaft. Dort werden die neuen Produkte entwickelt. Er rückt mit seinen konkreten Arbeiten nicht heraus, wenigstens nicht in solchem Deutsch, dass ich im Detail mitbekomme, worum es geht. Mir genügt auch sein allgemeiner Überblick. Sein Atelier ist das Labor. Es geht dort nicht um die Produktion von neuen Rohstoffen und Materialien für die Industrie, sondern um funktionierende, sich vermehrende Lebewesen, um Mikroorganismen, die eine Pflanze gegen Schädlinge resistent machen. Allerdings nur Pflanzen, die vorher mit einem bestimmten Mittel derselben Firma behandelt worden sind. In der Schweiz weiss niemand,



sucht sie dann mit Referaten zur Umkehr oder wenigstens zu Langsamkeit zu bewegen. Obwohl sich die Kurdirektoren und Seilbahnbesitzer in Ökorhetorik überbieten und von sanftem Tourismus reden, bleibt sie Ruferin in der Wüste. Mir fällt auch ein Defizit auf: Gestalter – vor allem die Industrial Designer – sehen sich gerne als Teil der Industriekultur. Vom Tourismus aber leben in der Schweiz zwar mehr Menschen als von Maschinen, Möbeln, Textilien und Schokoladen. Was in dieser Industrie passiert, interessiert die Designer in der Stadt wenig. Tourismus ist aber schon lange kein Gewerbe mehr, sondern eine Industrie mit Gestaltungsbedarf über den Ferienprospekt hinaus. Und diese Industrie wird um so wichtiger, je mehr Freizeit die vereinten Europäer haben werden.

was die Zaublerlehrlinge dürfen und was nicht. Es gibt zwar Richtlinien, aber wer sie bricht, macht sich nicht strafbar. Derrer ist, was mich vorerst überrascht, froh um kommende Gesetze. Dann wird der Spielraum klar. Viel mehr übrigens als das Hantieren an Menschengenen interessieren die Industrie die Pflanzen und Tiere. Wem es gelingt, hier als Produktgestalter über Wissen und Maschinen zu verfügen, werde die Welt von morgen einschneidend bestimmen und entsprechend Geld verdienen. Als Beispiel erzählt er mir von einem Rinderhormon, das dafür Sorge, dass die damit gespritzten Kühe einen Fünftel mehr Milch geben. In der Schweiz und der EG ist diese Manipulation noch nicht erlaubt. Was hier zurzeit brennt, ist der Versuch der chemischen Industrie, künstliche Pflanzen und Tiere wie einen Rasierapparat oder ein Uhrwerk mit Patent zu schützen. Das Lebewesen wird vollends zur Ware. Neben Japan und den USA gelten die Schweizer als führende Gestalter von neuen Agroprodukten. Ich bin melancholisch, und mir wird wieder einmal klar: Was wir im Heft bisher über Umweltgestaltung usw. geschrieben haben, ist recht irrelevant gegenüber dem Gestaltungspotential dieser Industriezweige. Derrer will sich selbständig machen. Sein kleingewerblicher Betrieb wird heissen: Derrer Bio Design.

8 März  
1990

Nach einem Treffen in Solothurn, wo es um die Idee eines Schweizer Designpreises geht, lädt mich Wolfgang Meyer-

Hayoz für die Rückfahrt nach Zürich in seinen Mercedes ein. Eine gute Gelegenheit, mit dem Präsidenten des SID – dem Verband Schweizer Industrial Designers – zu schwatzen. Wir müssen allerdings aufpassen, denn es regnet stark, und das braucht die Konzentration des Fahrers. Seine Lieblingsfigur scheint Gorbatschow zu sein. Er zitiert ihn ein paar Mal mit: «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.» Und meint damit die Beziehung zwischen der Schweiz und den Industriedesignern. Diese Branche fühlt sich im Maschinenbaurand Schweiz vollkommen unterbewertet. Für die Mühsal der umfassenden Gestalt einer Firma und eines Produkts nimmt das Interesse offenbar eher ab als zu, im Gegensatz zum strahlenden Aufstieg des formalen Firlefnanzes, der Design auf Formenbau und Schnickschnack reduziert. Wolfgang Meyer-Hayoz ist ein zurückhaltender Debattierer. Ich stelle ihn mir vor, wie er sich bei seinen Chefbesuchen diplomatisch abmüht und nie ein lautes Wort braucht. Sein Credo ist die Technik. Sein Einsatz heisst, diese Technik gut gestalten. Vernünftige Maschinen, brauchbare Apparate, gemacht von hochkarätigen Spezialisten, Ingenieuren im Verein mit Designern. Zwischen Spreitenbach und Dietikon kratze ich an diesem Technikerbild herum und setze mich dafür ein, dass der Staat viel rigoroser in die Technikpolitik und -steuerung eingreift, politisch Grenzwerte definiert und den ökologischen Umbau forciert. Meyer-Hayoz' Modell dagegen heisst Designmanagement. Der Begriff Design müsse weg vom Gegenstand, hinauf auf die Ebene der Chefs. Dort wo die Strategien ausgeheckt werden, müsse er von kundiger Designmanagerhand zur taktischen Waffe geschmiedet werden.

Im Zusammenhang mit dem Umweltschutz heisse das beispielsweise, dass der Designmanager klarmache, dass eine Firma, die von Umwelt redet, ihren Verpackungs- und Reklameaufwand entsprechend gestalten müsse. Ich glaube das schon, rede aber eifrig für griffige Gesetze und Verordnungen.

20 Mai  
1990

In Solothurn findet in einer alten Kirche eine Diskussion zum Thema «Design zwischen Kunst und Kommerz» statt,

und statt eines Predigers wie früher sind wir zu sechst. Wir tanzen auf dem Podium rund um das Allerweltswort Design, die einen überlassen es den Marketingleuten und sehen es als Warenwerbung in allen Dimensionen, die andern sind idealistisch und verteidigen Auftrag und Sendung der guten Gestalt. Auch in Solothurn ist offensichtlich: Das Wort ist eindeutig besetzt. Design heisst vorab für den Lebensstil im Überfluss werben und die Warenschleuder antreiben. Die Popularität des Worts hat bisher nur bewirkt, dass Design zu einem unsinnigen Qualitätsbegriff wird, in dem behauptet wird, dieser Stuhl sei designed und jener nicht. Design bezeichnet so eine Qualität und einen Wert und wird auf eine bestimmte Warengruppe eingeeignet. Ich rede für eine breitere Fassung: Design meint eine Handlung, meint entwerfen. Alles ist entworfen, und die Frage heisst nur: wie?

Der verlorene Kampf um das Wort zeigt sich auch in Absetzbewegungen junger Gestalter. Die Visitenkartlein sagen entweder: dipl. Gestalterin HFG oder Produktgestalter HFG. Design wird wieder ein Schimpfwort, wie es das schon in einem der wichtigen Bücher über Gestaltung, in Sigfried Giedions «Die Herrschaft der Mechanisierung», war. Auch die älteren Gestalter rümpfen die Nase und klagen über die neuen, mächtigen Akteure in den Marketingabteilungen, den Werbe- und PR-Büros. Aussichten aber fehlen.

5 März  
1990

Zusammensitzen, essen, trinken. Das ist die beliebteste kulturelle Tat der Schweizerinnen und Schweizer. So sieht es

Hanspeter Meier, der die Kultur hierzulande wissenschaftlich mit einem grossen Fragebogen untersucht. Gestern Abend habe ich wieder einmal Zusammensitz-Ess-Trink-Kultur getrieben mit Madelaine Hirsch. Sie ist Naturwissenschaftlerin und Kämpferin für noch unbeschädigte Landschaften. Mit Karten und Satellitenbildern jagt sie in aufwendigen Projekten den Landschaftsplanerinnen in den Tourismusregionen nach und ver-



12 Juni  
1990

Und jetzt das Wetter – die Ausstellung im Museum für Gestaltung in Basel hat mir ausserordentlich gefallen und bestätigt: Aktuelle Gestaltungsfragen werden heute nicht von denen gestellt, die sich als Designer und Praktiker in die Brust werfen und vor allem hektischen Positivismus pflegen. Fragen zur Gestaltung werden in den Museen, vorab in Zürich, Basel und im Musée d'Ethnographie in Neuenburg, gestellt. In der Ausstellung in Basel erläutern Bruno Haldner, Matthias Götz und Nikolaus Wyss den Umgang der Gesellschaft mit dem Wetter, und sie zeigen die Abläufe und Maschinen, die die Menschen entwickelt haben, um das Wetter zu messen, vorauszusagen, aber auch um Wetter zu machen mit Regengesang oder Windmaschine. Die Bilder von wissenschaftlicher Wetterprognose bis zur Wetterinszenierung in der Tagesschau müssen differenziert gestaltet werden usw. Die Schau ist anregend. Mir fehlt die Schneekanone, der zurzeit im Kanton Graubünden umstrittene Wetterapparat. Ein spannendes Umfeld ist um diese Maschine gestaltet worden; auch einen Beruf gibt's bereits: il neivist – der Schneemacher. Da könnte man handfeste aktuelle Konflikte um Gestaltung zeigen.

27 Juni  
1990

27. Juni 1990 Vernissage bei Zingg-Lamprecht, dem noblen Möbelhaus in Zürich. Man nimmt da für sich aus Tradition in Anspruch, die Nase im Wind haben und den oberen Klassen einen angemessenen Lebensstil zu verkaufen. Es ist stickig im für die Ausstellung «Freistile» umgebauten Erdgeschoss. Fritz von Ballmoos, der Besitzer von Zingg-Lamprecht, lässt jeweils 14000 Einladungen für seine Ausstellungen verschicken. Jetzt hat er ganz rote Bäcklein vor Hitze und vor Freude über die vielen Leute. Ich habe ihn vor wenigen Tagen kennengelernt und mir ein paar seiner Sätze gemerkt. «Möbel sind doch überhaupt kein Problem mehr. Keine Notwendigkeit. Jeder hat Stuhl und Bett in der Schweiz. Europa ist möbliert. Ich muss meinen Kunden nicht Möbel, sondern einen angemessenen Lebensstil verkaufen. Viele sind überfordert, diesen Stil zu gestalten. Sie können zwar viel Geld verdienen, aber haben wenig geschmackliche Kompetenz. Sie haben es ja auch nirgends gelernt, denn die gestalterische Ausbildung hört auf mit dem Zeichenunterricht in der Primarschule. Kürzlich kam ein Kunde in den Laden und wollte Möbel. Der Verkäufer – mein bester – hat ihm einen Hut verkauft, und jetzt ist er zufrieden.» In der Ausstellung «Freistile» werden also neue Vorschläge für die Lebensstilsuchenden ge-

macht. Es geht vor allem um Möbel und Accessoires aus dem Umfeld des «Neuen Deutschen Designs». So hat die Bewegung geheissen, die nach ein paar Jahren Wirken schliesslich 1986 mit der Ausstellung «Gefühlscollagen – Wohnen von Sinnen» im Kunstmuseum Düsseldorf für Aufregung gesorgt hat. Möbel als Protest, als Objekt, als Kunst gar wurden gemacht, bei denen nicht das Sitzen oder Leuchten das Problem ist, sondern der Überbau. Die Entwerferinnen und Entwerfer haben die Sätze, mit denen von Ballmoos heute sein Geld verdient, damals schon gedacht und umgesetzt. Ihre Produkte verhalfen nun den reichen Zürchern zu geeigneter Selbstdarstellung. Verzierte Stühle, drapierte Uhren, drohende Leuchten, brav und solid gefertigte Anrichten und Kästen, üppiges Polster und neue Bescheidenheit. Ein teures Sammelsurium. Gestaltet hat die Ausstellung Rouli Lecatsa. Sie lebt als Architektin in Hamburg und war bei «Wohnen von Sinnen» als Gestalterin und Autorin mit von der Partie. Sie ist unglücklich über das, was mit all den Entwürfen passiert. «Der Knoten im Stuhlbein wird heute in Serie gefertigt. Was bei «Wohnen von Sinnen» schon eine Bestandesaufnahme war und eigentlich Abschluss einer Bewegung, ist heute ein beliebiges Konsumgut für eine ganz andere Kultur. Was damals schon alt war, ist heute Trend. Der Inhalt ist fein säuberlich aus der Form gebürstet worden, und das Sensationelle ist nur noch da als Augenreiz.» Ich kann folgen, aber mich stört der Anspruch auf den klugen Überbau und die Bitte an die reichen Käufer, sich provoziert zu fühlen.

23 Juli  
1990

Alois Müller ist jetzt Konservator am Museum für Gestaltung in Zürich. Quirlig wird er um seine zwei Kollegen wirbeln – um den bedächtigen Claude Lichtenstein, der das Erbe der Väter schützt und sichere Qualitäten vorstellt, und um Martin Heller, den All-

tagsforscher. Ich werde mit Alois viel zu tun haben in nächster Zeit, weil er mit unserem Heft den Katalog zu seiner ersten Ausstellung produzieren will. «Mehrwerte» heisst sie. (Wieder so ein zügiger Titel. Bei jeder Ausstellung bin ich neidisch auf die guten Schlagzeilen: «Alles falsch»; «Wichtige Bilder»; «Herzblut».) Jetzt geht es um die achtziger Jahre. So kurz vorbei – und schon im Museum. Ich erinnere mich: «Nicht auf der Spitze des Elfenbeinturms, aber auch nicht im platten Alltag, sondern im «Hochparterre» ist unser Platz.» Geht das für einen Katalog, der die Leitlinien zeigen und Ordnung schaffen will in der Orientierungslosigkeit? Andererseits, «Hochparterre» ist ein typisches Produkt der achtziger Jahre und als Magazin sowieso ein Gemischtwarenladen mit Aussicht auf die ewige Wahrheit. Und dieses geordnete Durcheinander ist vorderhand das Thema dieses Jahrzehnts. Für das Heft ist das Angebot verlockend. Bisher vernachlässigte Themen wie Mode, Musik, Grafik erhalten so einen prominenten Platz, der auch später im Heft verpflichtet.

27 August  
1990

Für Lorenz Klotz ist die Sache klar: Weil die Gestalter so emsig arbeiten und ständig machen, können sie es sich gar nicht mehr leisten, kritisch und öffentlich aufzutreten und etwas über Gestaltung zu sagen. Die Spielräume sind eng, die Loyalitätserwartungen hoch. Wir sind uns einig, dass viel zuwenig gelesen wird. Das ist nun ja nicht grundsätzlich anders als bei andern Berufen in unseren Breitengraden auch. Weshalb funktioniert aber hier scheinbar nur das Entweder-Oder? Die Gestalter hocken sehr eng auf ihrem Werk, Distanz ist weder gefragt, noch wird sie geübt, und die kritische Regung steht bald im Verdacht, Projekte verunmöglichen zu wollen. Lorenz und ich fahren im Zug durchs Mittelland, und er erzählt mir von seinen Weiterbildungsvorhaben im Burgund. Er fordert: ««Hochparterre» muss mehr für das Streiten tun, muss frecher werden, nicht nur mit Worten, sondern mit Projektskizzen und -animationen. Gebt eine Situation vor, und verlangt von verschiedenen Gestaltern Vorschläge – Skizzen und Projekte, nicht nur Traktate.» Ich will es mir hinter die Ohren schreiben. ■